

## Indianerhäuptling mit Jeanskappe

**Degerloch.** Zwei Männer vom Stamm der Waiapi besuchen derzeit Deutschland, um für Hilfe zu werben. *Von Judith A. Sägesser*

Waiwai mag Zimmer nicht. Er fühlt sich von Wänden eingepfercht, er will lieber raus. Die Bitte wird ihm nicht abgeschlagen, Waiwai ist ein Indianerhäuptling. Er und der 33-jährige Patena gehören zum Stamm der Waiapi, einem Volk in Amazonien, Nordbrasilien. Die Männer sind seit Montag in Deutschland, um von ihrem Leben zu berichten – und sie wollen um Unterstützung werben. Zwei Wochen sind sie da und haben fast jeden Tag einen anderen Termin. Gestern waren sie im Haus des Waldes.

Die Waiapi sitzen nicht in ihren Dörfern und hoffen, dass einer vorbeikommt und ihnen hilft, erzählt Gerd Rathgeb. Er ist der Vorsitzende des Vereins Poema. Gemeinsam mit der Uniklinik Tübingen hat Poema Waiwai und Patena den Flug bezahlt. Der Verein hat sich vor 20 Jahren dem Ziel verschrieben, „Menschen in den Regenwäldern zu unterstützen, die ihrerseits versuchen, den Wald zu schützen“, sagt Rathgeb.

Die Waiapi-Indianer wollen sich irgendwann medizinisch selbst versorgen. „Die Gesundheit ist das größte Problem der Waiapi“, sagt Rathgeb. Das Reservat misst

600 000 Hektar. Der Stamm hat etwa 1000 Menschen, die in 48 Dörfern leben. Manche sind so abgeschieden, dass es Tage dauert, bis ein Schwerkranker in die Stadt transportiert ist – oft zu lang. Im Reservat gibt es „so gut wie keine medizinische Versorgung“, sagt Rathgeb. Deshalb finanziert der Verein Poema mit 25 000 Euro zwei Kurse im Jahr, bei denen Einheimische ausgebildet werden. Wie Patena zum Beispiel.

Die zwei Kurse sind kaum mehr als eine gute Absicht. Bis einer weiß, was er wissen muss, „kann es acht Jahre dauern“, sagt Rathgeb. Ein höheres Pensum wäre besser, aber zu teuer. Am Freitag treffen sich die Waiapi mit der Organisation Medico International. „Wir hoffen, dass wir dort Unterstützung bekommen“, sagt Rathgeb.

Es ist nicht so, dass die Waiapi in neuerer Zeit kränklicher sind. Waiwai und Patena sagen, dass es die Krankheiten der Weißen sind, die Probleme machen. Seit sie mit Weißen in Kontakt gekommen sind, gebe es Malaria, Grippe und Masern. Die traditionellen Heilmethoden bringen da nichts. Sie brauchen die Medizin der Weißen gegen die Krankheiten der Weißen.

Mal abgesehen von einem Deutschen, der in den 1930er Jahren einen Dokumentarfilm gedreht hat, war das erste Zusammentreffen zwischen Weißen und Eingeborenen Anfang der 1970er Jahre. Waiwai, heute knapp über 70, war einer von denen, die die Eindringlinge mit Pfeil und Bogen vertrieben haben. Die Eindringlinge waren Arbeiter, die die Straße gebaut haben. Auf der Straße sollte das Militär die Stützpunkte an der Grenze besser erreichen.

Die Straße endet am Reservat. Ihr Vorteil: Sie ist der schnellste Weg in die Zivilisation. Das ist gleichzeitig ihr größter Nachteil. Auf ihr gelangen jene zu den Waiapi, die sich an Bodenschätzen bereichern wollen. Immerhin haben die Waiapi das Glück, dass ihr Land vom Gesetz her Privatgrund ist. Fremde haben dort nichts verloren. Dass das eingehalten wird, darum müssen sich die Indianer jedoch selbst kümmern. „Wir sind sehr wachsam“, sagt Waiwai, „sonst kommt eine Ameise“. Und eine Ameise kommt selten allein. Der Häuptling mit der Jeanskappe schiebt seine Fingerkuppen in den Schlitz im Holztisch. Als würde er sich der Natur dann näher fühlen.

Heute Abend sind die Waiapi-Indianer im Theaterhaus Stuttgart zu Gast – zusammen mit den lateinamerikanischen Musikern von Grupo Sal. Beginn ist um 20 Uhr an der Siemensstraße 11.



*Patena und Waiwai (rechts) in Reisekleidung: In ihrem Dorf in Amazonien tragen sie kaum mehr als einen Schurz.*

Foto: Judith A. Sägesser

“Blick vom Fernsehturm“ 9.6.2010